

Christsein heute

Albert Nolan

Was bedeutet es, heute Christ zu sein? Was macht einen Christen in unserer postmodernen Welt eigentlich aus? Und hat der Glaube an Jesus Christus überhaupt eine Zukunft?

Das sind Fragen, die sich heute viele Menschen stellen und um die es auch im vorliegenden CONCILIUM-Heft gehen soll. Auf diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Aber es gibt das Zeugnis derer, die versuchen, dem von Jesus von Nazaret abgesteckten Weg zu folgen.

Die ersten Menschen, die Jesus nachfolgten, nannten sich selbst „Leute des Wegs“ und wurden auch von anderen so genannt (Apg 9,2; 18,25-26; 19,9.23; 22,4; 24,14.22). Den Namen „Christen“ gab man ihnen erst später, in Antiochia (Apg 11,26). Die frühen Anhänger Jesu verstanden sich selbst als Reisende in eine bessere, eine ideale Welt, die sie als Himmelreich oder Reich Gottes bezeichneten. Sie folgten einem Pfad, auf dem Jesus von Nazaret ihnen mit seinem Leben und Sterben vorangegangen war. Sie bildeten sich nicht ein, dass sie schon am Ziel, dass sie vollkommen wären oder auf alles eine Antwort hätten. Sie waren wie Pilger - *unterwegs*.

Viele von uns sehen ihre eigene Situation ganz ähnlich. Wir sind Leute des Wegs - Leute auf den Wegen Jesu. Wir haben nicht auf alles eine Antwort und wir sind auch noch nicht angekommen, aber wir haben eine Richtung - die Richtung, die Jesus uns vorgibt.

Was wir auf unserem Weg bei uns haben, sind *unsere Werte* und *unser Glaube*. Im ersten Teil des vorliegenden Beitrags sollen daher unsere von Jesus übernommenen Werte und im zweiten Teil der Glaube im Blickpunkt stehen, der uns antreibt. Ich will nichts darüber sagen, inwiefern sich christliche Werte von den Werten anderer Religionen oder Lebensphilosophien unterscheiden oder inwiefern sich der christliche Glaube von einem beliebigen anderen Glauben unterscheidet. Ich möchte einfach nur von den Werten und den Glaubensinhalten Zeugnis geben, die uns auf unserem Weg die Richtung weisen.

Unsere Werte

Die Bergpredigt wurde oft als Stolperstein angesehen. Christen und andere würdigen sie als ein wunderbares Ideal - wunderbar, aber hoffnungslos unrealistisch. Die in der Bergpredigt und andernorts in den Evangelien enthaltenen Werte stehen in einem scharfen Kontrast zu den Werten beinahe jeder anderen Gesellschaft oder Zivilisation.

Welche Werte sind das?

Da ist zunächst und vor allem der Wert der *bedingungslosen Liebe*. Während die meisten Gesellschaften und Zivilisationen eher von uns erwarten würden, dass wir unsere Feinde hassen, verkündete Jesus den Wert, der darin besteht, unsere Feinde zu lieben, für die zu beten, die uns verfolgen, denen Gutes zu tun, die uns hassen, und die zu segnen, die uns verfluchen (Mt 6,43-44; Lk 6,27-28). Das ist kein neues Regelwerk, das es getreulich und buchstäblich zu befolgen gilt. Vielmehr wird hier in treffender Weise beschrieben, wie das Verhältnis der Menschen untereinander sein sollte: bedingungslos. Viel von der Liebe, Fürsorge und Anteilnahme, die Menschen füreinander aufbringen, ist heute wie damals an Bedingungen geknüpft: Ich liebe dich unter der Bedingung, dass du mich auch liebst, dass du mich nicht verfluchst und verfolgst, dass du derselben Rasse, Klasse, Nation und Familie angehörst wie ich - und unter der Bedingung, dass du nicht mein Feind bist.

Eltern ist in der Regel bewusst, wie gefährlich es ist, wenn man seine Kinder nicht bedingungslos liebt. Ich liebe dich, wenn du brav bist und tust, was ich dir sage. Das ist nicht die Art von Liebe, die ein Kind braucht. Ein Kind muss fühlen, dass es so oder so geliebt wird - bedingungslos.

Diese Art von Liebe wollte Jesus über die Grenzen der Familie, der Nation und über jede nur denkbare Gruppenidentität hinaus ausdehnen, damit wir fähig werden, alle Menschen bedingungslos zu lieben - gleich, wer sie sind, was sie getan haben und in welchem Verhältnis sie zu uns stehen.

Mit dieser Liebe eng verwandt ist ferner der im Evangelium ausdrücklich betonte Wert der *Vergebungsbereitschaft*. Jesus forderte Petrus auf, nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzigmal zu vergeben. Er hat die Vergebung oft genug thematisiert, doch das kraftvollste Beispiel einer vollkommen bedingungslosen Vergebungsbereitschaft war ganz sicher seine Beschreibung des Vaters, der den zurückgekehrten Sohn in dem berühmten Gleichnis in seine Arme schließt (Lk 15,11-32).

Ein dritter Wert ließe sich vielleicht als *Egalitarismus* bezeichnen. Jesus war durch und durch egalitaristisch. Er behandelte absolut alle mit derselben Achtung und Würde: Mächtige wie Schwache, Reiche wie Arme, Blinde, Lahme, Krüppel, Bettler, Schriftgelehrte und Prostituierte, Hohepriester und Sünder, Herren und Sklaven, Männer, Frauen und Kinder, Juden, Samariter und Römer.

Jedem die gleiche Würde und den gleichen Wert zuzumessen hört sich ganz harmlos an, würde aber in der Praxis die kulturellen, politischen, ökonomischen und religiösen Strukturen beinahe jeder Gesellschaft unterminieren. Die meisten Menschen stimmen ihr Verhältnis zu anderen auf deren Rang oder Status innerhalb der Gesellschaft oder der Kirche ab. Jesus lehrte seine Jünger überdies, die soziale Leiter von Privileg und Prestige hinabzusteigen und sich mit den niedrigsten Plätzen zu begnügen, statt die Ehrenplätze zu beanspruchen. „Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“ (Lk 14,11) Demut ist ein hoch geschätzter, aber kaum praktizierter christlicher Wert.

Auch der Gerechtigkeitsbegriff Jesu ist anders. Er trat für eine *uneigennützig*e *Gerechtigkeit* ein. Gerechtigkeit besteht demnach nicht darin, Rache zu üben, sondern die andere Wange hinzuhalten. Echte Gerechtigkeit hat auch nichts damit zu tun, dass man dem anderen sein Glück neidet, wie es die Arbeiter im Gleichnis taten. Echte Gerechtigkeit freut sich am Glück des anderen. Wenn der ältere Bruder im Gleichnis sich ungerecht behandelt fühlt, weil die Rückkehr des verlorenen Sohns mit einem Festmahl gefeiert wird, dann treibt ihn eher die Eifersucht als ein wirklicher Gerechtigkeitssinn. Jesus vertritt hier den Wert eines selbstlosen Interesses für andere Menschen und ihre Bedürfnisse.

Noch deutlicher wird dies an der Einstellung Jesu zu Geld und Besitztümern. „Verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen“, sagt er (Mt 19,21). Mit anderen Worten: Achte nicht nur auf deine eigenen Bedürfnisse, sondern auch auf die der anderen und insbesondere der Armen, der Hungernden, der Dürstenden, der Nackten und der Heimatlosen. *Das Teilen mit den Armen* zählt zu den ausgeprägtesten der von Jesus vertretenen Werte.

Nirgendwo aber wird die Radikalität von Jesu selbstloser Liebe deutlicher als in seiner Bereitschaft, für andere zu leiden und zu sterben. Er wollte lieber dienen, als sich bedienen zu lassen, und er ging darin so weit, dass er sein Leben für andere hingab. Dies drückt sich im äußersten Akt seiner Selbsthingabe aus: dem schmerzlichen, demütigenden und schändlichen Tod am Kreuz. Das Kreuz ist das erderschütternde Symbol für Jesu *uneigennützig*e Werte.

Das sind unsere Werte, die Werte der Leute des Wegs¹ – nicht, weil wir sie hier und jetzt auf vollkommene Weise leben würden, sondern weil sie das ausdrücken, worauf wir hoffen und wonach wir streben. Sie sind der *Kurs* unserer Reise auf dem Weg. Wir haben keine Ahnung, wie viel Zeit wir brauchen werden, um in eine Welt von so selbstloser Liebe (das Reich Gottes) zu gelangen. Wir haben Fortschritte gemacht, aber wir müssen ganz ohne Zweifel noch sehr viel weiter gehen. Vielleicht wird es Hunderttausende von Jahren dauern. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, wie lange nach unserem derzeitigen Wissensstand die Entwicklung und Entfaltung des Universums gedauert hat.

Was wir aber auf diesem Weg haben, ist ein neues Bewusstsein, das Bewusstsein Jesu, die „Gesinnung Christi“, wie Paulus es nennt: das Bewusstsein, dass wir aufgrund unseres Menschseins eins sind. All diese selbstlose Liebe wurzelt in dem Wissen, dass wir als Menschen miteinander vernetzt sind. Wir sollen unseren Nächsten lieben wie uns selbst, weil *mein* Selbst und *dein* Selbst letztlich ein einziges Selbst ist. Aus diesem Bewusstsein heraus konnte

Albert Nolan, geb. 1934 in Kapstadt, Südafrika, trat 1954 in den Dominikanerorden ein, studierte Theologie an der St. Nicholas Priory in Stellenbosch, Südafrika, und nahm von 1961 bis 1963 an einem Postgraduiertenstudium am Angelicum in Rom teil. Auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen die Apartheid war Nolan Studentenkaplan und arbeitete für das Institute for Contextual Theology in Braamfontein, Südafrika. Veröffentlichungen u.a.: Jesus vor dem Christentum (engl. 1976/dt. 1993); Gott in Südafrika: Die Herausforderung des Evangeliums (1988/1989); Jesus Today: A Spirituality of Radical Freedom (2006); Hope in an Age of Despair (2009). Anschrift: Aquinas Priory, Box 134, Mondeor 2110, Südafrika. E-Mail: anolan@iafrica.com.

Jesus sagen: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Er identifiziert sich mit allen – den Hungrigen, den Durstigen, den Nackten, den Kranken, den Gefangenen und den Fremden –, weil sie alle in einem weiteren, allgemeinen Sinne sein Selbst sind (Mt 25,34-46).

Unsere Bestimmung ist also die *Einheit*. Wir sind auf dem Weg zu einer Welt umfassender menschlicher Solidarität, einer in jeder Hinsicht versöhnten Welt, einer Welt des Friedens, der Harmonie und des Glücks. Das und nicht weniger ist unser christliches Ideal. Und das ist im Grunde auch das, was wir alle wollen – trotz unserer vermeintlich unüberwindlichen Selbstsucht. Wir neigen sehr dazu, um uns selbst zu kreisen, und sind doch, wie Jesus es gesehen hat, für Liebe und Einheit geschaffen. Und auf einer tieferen Ebene ist es genau das, wonach wir uns sehnen. In Wirklichkeit sind wir bereits eins, wir gehören zueinander. Wir sind dazu berufen, uns dessen bewusst zu werden und es zu leben.

Tatsächlich ist unsere Bestimmung nicht nur die Einheit der Menschheit, sondern die Einheit aller Dinge, allen Seins. Auf dem Weg wird uns auch unsere Einheit mit der Natur und dem gesamten Universum wieder stärker bewusst.

Doch die Reise ist lang und mühevoll. In Südafrika ist die Einheit eine Notwendigkeit, die zum Himmel schreit. Wir sind eine außergewöhnliche Mischung von Völkern, Kulturen und Werten. Unsere Geschichte handelt von Rassismus, Unterdrückung, gewaltsamen Konflikten und tiefen Spaltungen. Wir sind einen weiten Weg gegangen – nur um festzustellen, dass Einheit und Versöhnung nirgends in greifbare Nähe gerückt sind. Und unsere Probleme sind auch nicht einfach die Unterschiede in Rasse und Kultur. Wir haben eine verwirrende Mischung aus einander widerstreitenden Werten. Der einzige gemeinsame Wert ist derzeit das Geld – und das führt nicht selten zur Ausbeutung der Armen und zu Korruption, Betrug und Verbrechen. Wir haben eine bemerkenswert gute Verfassung, doch noch immer glauben zu viele Menschen an den Wert von Stärke und Gewalt. Für manche Menschen ist das Leben – sogar ihr eigenes Leben – nicht viel wert. Für manche zählt nur das Individuum, für andere zählt die Gruppe. Doch ohne einen Prozess, der uns alle über unsere Egos hinaus zu einem Ideal der selbstlosen Liebe hinführt, werden wir niemals auch nur ein Mindestmaß an Frieden, Harmonie und Glück besitzen. Das ist der Weg, der vor uns liegt.

Nicht alle Christen verinnerlichen die Werte Jesu. Die Kirche als Institution hinkt häufig hinterher. Sie ist oft stärker von den Werten der „Welt“ als von den Werten Jesu beeinflusst. In unserer Schwäche praktizieren wir oft nicht das, was wir selber predigen. Doch es hat zu allen Zeiten Heilige und Mystiker gegeben, die Jesus ernst genommen haben und noch immer ernst nehmen. Die Tür ist eng. Die Straße ist mühevoll und sehr, sehr lang. Und zurzeit sind nur wenige auf ihr unterwegs. Doch die Zukunft kann und wird ganz anders sein. Das ist unsere Hoffnung.

Unser Glaube

Jesus versuchte, in den anderen Glauben zu wecken und zu nähren. Er selbst lebte aus dem Glauben, und jedem, der an Leib oder Seele geheilt worden war, sagte er, sein Glaube habe ihm geholfen (Mk 5,34.36; 10,52; Mt 8,13; 9,28-29; 15,28; Lk 17,19). Den Frauen und Männern, die ihm nachfolgten, sagte er zuweilen, ihr Problem sei ihre Kleingläubigkeit (Mt 17,19-20), und dass sie Berge versetzen und das Unmögliche möglich machen könnten, wenn sie nur ein wenig mehr Glauben hätten (Mk 11,23-24).

Dasselbe gilt auch heute noch. Ohne Glauben wären wir nicht in der Lage, die Werte der Bergpredigt in unserem Leben umzusetzen, und ohne Glauben würden wir auf dem Weg nicht einmal ansatzweise vorankommen. Der Glaube ist die Kraft oder der Antrieb, der uns vorwärtsbewegt.

Doch was für ein Glaube ist das?

Zunächst einmal ist es der Glaube *an Gott*. An Gott glauben heißt nicht einfach nur zu glauben, dass es einen Gott gibt, sondern all sein Vertrauen und Hoffen auf Gott zu setzen. Es bedeutet, sich auf jemanden zu verlassen, der über uns hinausgeht. Glaube, wie Jesus ihn verstanden hat, ist keine Frage der intellektuellen Zustimmung zu Lehren, Dogmen oder Glaubensinhalten. Er ist eine Erfahrung, die darin besteht, aus sich herauszugehen und seine Hoffnung und sein Vertrauen in das transzendente Geheimnis zu setzen, das wir Gott nennen. Das ist der Glaube, der Berge versetzt.

Heute ist jedoch der Begriff „Gott“ das eigentliche Problem. Immer mehr unserer Zeitgenossen sind in der Theorie oder in der Praxis Atheisten. Manche lehnen jedweden Gottesglauben ab. Andere bekennen sich zwar zu einem Gottesglauben, lassen sich jedoch in ihrer Lebensauffassung oder Lebensweise nicht von diesem Glauben beeinflussen. Diese Menschen bezeichne ich als praktische Atheisten.

Es geht hier nicht darum, sie zu verurteilen. Gottes Name ist so oft missbraucht und verzerrt worden, dass ich manchmal denke, es wäre vielleicht besser, mit einem neuen Namen noch einmal ganz von vorne zu beginnen. Doch das wird nicht notwendig sein, denn die „Suche nach dem lebendigen Gott“ hat unter Christen in den vergangenen 50 bis 60 Jahren phänomenale Fortschritte gemacht. Elizabeth Johnson hat diese Fortschritte nachgezeichnet. Ihr Buch *Quest for the Living God* beginnt mit den folgenden Worten:

„Was die Einsichten in Gott betrifft, findet seit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts eine Renaissance, ja geradezu ein Boom statt. [...] Wir leben in einem Goldenen Zeitalter der Entdeckungen, und unter Theologen ist es schon üblich geworden, in der Theologie über Gott von einer wirklichen und eigentlichen ‚Revolution‘ zu sprechen.“²

Anschließend zeichnet sie diese Entwicklungen und Entdeckungen nach. Ich würde gerne einige davon erwähnen und als Wegweiser an der Straße zur Einheit und zu einer tieferen Wertschätzung dessen, was der Glaube an Gott bedeuten könnte, aufstellen. Ich bin Johnsons Forschung verpflichtet und dankbar, doch

ich habe die Wegweiser in meinen eigenen Worten und in Bezug auf meine persönliche Erfahrung beschrieben.

Gott ist per definitionem ein *Geheimnis*, und das ganz und gar. Das ist von den Christen nicht immer beachtet worden. Im Geist der Aufklärung versuchten christliche Theologen uns einen rationalen Begriff, eine „klare und deutliche Vorstellung“ von Gott zu unterbreiten. Sie glaubten, sie könnten Gott verstehen. Doch inzwischen haben wir uns weiterentwickelt und die uralte Einsicht wiederentdeckt, dass Gott ein unbegreifliches Mysterium ist.

Karl Rahner hat hier Pionierarbeit geleistet. Doch was uns entscheidend vorgebracht und dazu beigetragen hat, dass wir das Geheimnis Gottes heute wieder besser zu schätzen wissen, ist vor allem die weitverbreitete Wiederentdeckung und Entwicklung der mystischen und kontemplativen Tradition der Kirche. Ihr geht es nicht so sehr um eine Vorstellung oder einen Begriff von Gott, sondern um unsere *Gottese Erfahrung*. Was wir erfahren, ist das *apophatische* oder unaussprechliche Mysterium, das mit Worten niemals angemessen ausgedrückt werden kann. Gott ist kein Gegenstand, der neben anderen Gegenständen aufgezählt werden könnte. Gott ist kein Wesen, und wäre es auch das höchste und größer als alle anderen Wesen. Wir kennen das allumfassende Mysterium, das wir Gott nennen, nicht und können es auch nicht kennen. Doch das macht Gott nicht weniger real. Und das heißt auch nicht, dass wir gar nichts über Gott aussagen können. Es bedeutet nur, dass alles, was wir sagen, entweder metaphorisch oder negativ ist. Negativ, weil wir zwar nicht wissen, was Gott ist, wohl aber, was er nicht ist. Und was das angeht, haben wir ebenfalls große Fortschritte gemacht

So ist Gott beispielsweise nicht weiß. Das mag selbstverständlich klingen, doch in einem Land wie Südafrika muss es klar und deutlich gesagt werden, denn das Gottesbild, das viele und sogar einige Schwarze im Kopf haben, ist das eines Weißen. Davon hat uns die schwarze Theologie geheilt.

Und Gott ist auch kein Mann. Das Gottesbild und die ausschließlich männliche Art, wie viele Männer und zuweilen auch Frauen von Gott sprechen, zeigen, dass man sich Gott noch immer zu oft als Mann vorstellt. Die feministischen Theologen und andere geben sich alle Mühe, dieses falsche Bild zu korrigieren.

Zu den wirklich großen Fortschritten der letzten fünfzig bis sechzig Jahre aber zählt die Erkenntnis, dass Gott nicht derjenige ist, der Leiden zuteilt oder auch nur zulässt. Gott ist derjenige, der - natürlich im metaphorischen Sinne - mit uns leidet. Das rätselhafte, aber kraftvolle Mitleiden Gottes bedeutet, dass Gott mit allen fühlt, die leiden. Diese Einsicht ist vor allem den drei großen deutschen Theologen Moltmann, Sölle und Metz zu verdanken, die um eine Antwort auf die Frage gerungen haben, die nach den Schrecken des Holocaust so vielen Christen auf den Lippen lag: Wo war Gott in diesen und in allen anderen Leiden dieser Welt?

Es ist eine alte Frage, doch bei diesen drei Theologen entwickelte sich ein neues Bild von Gott: das Bild eines leidenden Gottes, eines gekreuzigten Gottes, eines mitleidenden Gottes, eines Gottes, dessen Macht nicht Beherrschung, Kraft und Gewalt, sondern selbstlose Liebe ist. Mit anderen Worten: Kein noch so großer

Zwang, keine Kraft und keine Gewalt können die Menschheit von ihrem unerträglichen Leid befreien - auch dann nicht, wenn sie von einer gottähnlichen Gestalt ausgeübt werden. Von unserem unerträglichen Leid kann uns nur die Allmacht der selbstlosen und mit dem Anderen mitfühlenden Liebe befreien. Denn letztlich ist Gott Liebe, selbstlose Liebe.

Ein anderes Gottesbild, das man über Bord geworfen hat, ist das eines wohlwollenden Diktators - erhaben und gewaltig wie die Reichen und Mächtigen dieser Welt. Die Befreiungstheologen überall auf der Welt, doch vor allem in Lateinamerika, haben ein Bild entwickelt, das uns Gott unter den Opfern der Ungerechtigkeit, unter den Armen und Unterdrückten zeigt. Gott lebt Seite an Seite mit den Armen und unterstützt ihre Befreiung von der Unterdrückung - ganz gleich, was die Reichen und Mächtigen dazu sagen. Der Gott, in den wir alle unseren Glauben und unser Vertrauen setzen, wirkt Gerechtigkeit und Freiheit von unten.

Und, um es mit den denkwürdigen Worten von Südafrikas berühmtestem Kirchenmann, Erzbischof Desmond Tutu, zu sagen: „Gott ist kein Christ.“ Für einige war dies das Schockierendste, was der Erzbischof je gesagt hat. Doch unser Leben Seite an Seite mit den Gläubigen anderer Religionen und unser gemeinsamer Kampf um Gerechtigkeit und Befreiung haben uns die Kraft gegeben, aus unserem engen christlichen Gottesbild auszubrechen und den Geist Gottes auch durch die religiösen Überzeugungen und Praktiken Andersgläubiger wirken zu sehen. Der Gott, den wir anbeten, ist der Gott aller Religionen oder Glaubensrichtungen und nicht der ausschließliche Gott der Christenheit.

Und schließlich ist Gott kein höheres Wesen, das in einer anderen Welt - im Himmel - lebt. Gott ist der schöpferische Geist, der dieses großartige Universum - und sich in ihm - entfaltet. Die Entdeckung der Evolution und die neue Urknall-Kosmologie haben das Geheimnis der Schöpfung für uns unermesslich viel tiefer werden lassen. Weit davon entfernt, den Glauben an Gott zu erschüttern, hat die Evolution uns erst die Augen geöffnet für das Wunder von Gottes grenzenloser und geheimnisvoller Schöpferkraft.

Die Suche geht weiter. Unser Überblick über die jüngsten Entwicklungen auf dieser Suche ist skizzenhaft und in gewisser Weise oberflächlich, doch ich wollte wenigstens bruchstückhaft deutlich machen, was es heißt, ein Christ zu sein. Für uns ist der Glaube an Gott nichts Festgelegtes und Endliches. Der Glaube an Gott ist etwas, das wächst und sich entfaltet und vertieft. Er ist eine Suche, eine lebenslange Suche. *Christ zu sein heißt, ein Suchender zu sein.*³

Doch da ist noch eine andere Dimension unseres Glaubens. Der christliche Glaube ist der Glaube an Jesus Christus. Wenn Jesus den Menschen sagte, dass ihr Glaube sie geheilt hat, dann meinte er damit nicht nur ihren Glauben an Gott, sondern auch ihren Glauben an und ihr Vertrauen in ihn. Sie vertrauten nicht nur darauf, dass Gott sie heilen, sondern dass ihre (physische oder spirituelle) Heilung durch Jesus geschehen würde. Gott wirkte durch ihn. Wir heute als Leute des Wegs vertrauen auf ihn und seinen Weg. Und nicht nur auf seine Werte, sondern auch auf seine Gotteserfahrung.

In der Erfahrung Jesu war Gott nahe, sehr nahe. Jesus erfuhr Gott als seinen

liebenden Vater, seinen *Abba*. Er sprach von einem demütigen, vergebenden, ego-losen Gott, einem Gott, der lieber dienen als bedient werden will. Das Geheimnis Gottes ist das Geheimnis bedingungsloser Liebe. Mit anderen Worten: Die Werte, von denen wir gesprochen haben, sind Gottes Werte, göttliche Werte. Jesus verkörperte diesen Gott und diese göttlichen Werte. Und deshalb glauben wir an ihn und seinen Weg.

Die Suche nach dem historischen oder authentischen Jesus hat viele Christen jahrhundertlang beschäftigt. Wir heute sind dank der Forschungen und Überlegungen vieler Wissenschaftler in der glücklichen Situation, uns von Jesus und seinen Anliegen ein entschieden klareres Bild machen zu können. Doch die Suche geht weiter, denn wir können nach wie vor nur versuchen, ihn und seine Weisheit einzuholen. In einem sehr realen, aber geheimnisvollen Sinn ist Jesus für uns noch immer lebendig und aktiv. Er geht uns noch immer voran. Unsere Suche nach Gott beinhaltet unsere Suche nach dem lebendigen Jesus - dem Christus.

Niemand von uns ist auf diesem Weg jemals allein. Wir gehen zusammen. Wir lernen voneinander und helfen einander. Wir sind mit all jenen unterwegs, die uns vorangegangen sind, und mit all jenen, die nach uns kommen werden. Es geht nicht darum, dass ich alleine oder dass irgendjemand als Einzelner die „Vollkommenheit“ erlangt. Es geht für den Einzelnen darum, eine Etappe der langen Straße zur Freiheit mit anderen zu teilen.

Christsein ist etwas Aufregendes. Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt, und trotz der massiven Krisen und Herausforderungen, die sich vor uns auftürmen, sieht die Zukunft hoffnungsvoll aus. Die Rückwärtsgewandtheit und die Skandale der heutigen christlichen Kirchen sind wie die Spreu: Sie wird vom Weizen getrennt, der in unserer Mitte wächst.

Wir sind ein Volk von Pilgern. Wir sind die Leute des Wegs.

¹ Eine ausführlichere Darstellung dieser Werte biete ich in meinen Büchern *Jesus Before Christianity*, 62-88, und *Jesus Today*, 49-62.

² Elizabeth A Johnson, *Quest for the Living God: Mapping Frontiers in the Theology of God*, New York 2007, 1.

³ Ebd., 10-14.

Literatur

Armstrong, Karen, *The Case for God: What Religion Really Means*, London 2009 (dt.: *Plädoyer für Gott*, Tübingen 2010)

Johnson, Elizabeth A., *Quest for the Living God: Mapping Frontiers in the Theology of God*, New York 2008

Kaufman, Gordon D., *In Face of Mystery: A Constructive Theology*, Cambridge 1993

Kee, Alistair, *The Way of Transcendence: Christian Faith without Belief in God*, Harmondsworth 1971

Nolan, Albert, *Jesus Before Christianity*, Jubiläumsausgabe 25 Jahre nach der Erstauflage, Maryknoll, NY 2001 (dt.: *Jesus vor dem Christentum*, Luzern 1993)

Nolan, Albert, *Jesus Today: A Spirituality of Radical Freedom*, Maryknoll, NY 2006

Radcliffe, Timothy, *What is the Point of Being a Christian?*, London 2005

Rahner, Karl, *Über den Begriff des Geheimnisses in der katholischen Theologie*, in: ders., Schriften zur Theologie, Bd. IV, Einsiedeln u.a. 1960, 51-99

Aus dem Englischen übersetzt von Gabriele Stein

Albert Nolan

Interreligiös Christ werden

Felix Wilfred

Nicht sein, sondern werden

Lassen Sie mich zu Beginn dieses Beitrags erklären, weshalb ich lieber vom Christwerden als vom „Christsein“ spreche. Der Begriff des Christseins ist zum Klischee geworden und suggeriert eine statische und bereits festgelegte Identität. Man versucht sie zu definieren und zu umschreiben und hebt dabei diejenigen Aspekte hervor, die für das Christsein typisch sein sollen. Den gedanklichen Rahmen bildet die aristotelische Logik des Definierens und Klassifizierens nach Gattung und Art: Man definiert das Wesen eines beliebigen Gegenstands, indem man die Gattung (*genos*), zu der es gehört, und seine Differenzen (*diaphora*) bestimmt. All das hat - auch dort, wo es um sublimen spirituelle und religiöse Wirklichkeiten geht - die Aufmerksamkeit auf das *Spezifische* (abgeleitet von Spezies) gelenkt, sodass man sich, um die christliche Identität zu bestimmen, auf die Suche nach dem *spezifisch Christlichen* begeben hat. Hierbei ist auch ein gewisser theologischer Positivismus am Werk. Ich will damit sagen, dass der Versuch, zu bestimmen, was das Christsein ausmacht, als analytischer Vorgang betrachtet wird - als hätte man es mit einem Objekt zu tun, das sich in seine chemischen Bestandteile zerlegen lässt.

Doch ein Christ oder eine christliche Gemeinschaft ist ein *Subjekt* und als solches in ständigem Wachstum und Wandel begriffen. Subjekte sind im Werden. Deshalb verstehen wir das „Christliche“ als ein Projekt - und zwar ein unvollendetes. Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, darüber nachzudenken, inwiefern das Christwerden heute mit interreligiösen Beziehungen zu tun hat. Das Projekt, interreligiös Christ zu werden, erfordert einige grundlegende Veränderungen im vorherrschenden Verständnis von Glauben und Offenbarung - und auch in der Einstellung zu den Überlieferungen anderer Religionen.